



Zur Pflege der Volkskunde in „Frankenland“.

Von

Professor E. Solz, Weirheim.

1.

Die Aufklärungszeit, das anschließende riesenhafte Vorwärtsschreiten unserer Erkenntnisse und unseres technischen Könnens und am meisten vielleicht der atemraubende wirtschaftliche Aufschwung seit den achtziger Jahren führte zu einer Epoche internationaler und großstädtischer Zerfetzung, die durch schablonenhaftes Gleichmachen und Einschätzung lediglich von Gegenwartswerten unsere Generation zu einer wurzellosen zu machen droht, und die den Einzelnen sich entweder in maßloser Überschätzung als einen Weltmittelpunkt oder in dumpfer Unterschätzung als eine Eintagsfliege erscheinen läßt. Dem gegenüber sind die Zeichen einer beginnenden Wiederbefinnung auf die Gebundenheit des Individuums nach der Breite und nach der Tiefe, innerhalb Stammes- und Volkstum und innerhalb der Geschichte, doppelt zu begrüßen. Und diese Anzeichen mehren sich in den letzten Jahren in herzerfreuender Weise. Allenthalben entstehen Organisationen und erscheinen Veröffentlichungen, die sich mit der Erforschung und Pflege der Geschichte, des Volkstums und der Eigenart enger begrenzter Teile unseres großen Volksgebietes befassen, die wir eben wegen ihrer engeren Umgrenzung als Einheit fühlen, in denen wir uns heimisch fühlen — Heimat. Heimatkunde, Heimatpflege, Volkskunde, so hörte man's erst schüchtern und bespöttelt, jetzt aber zielklar und arbeitsfroh.

In der Pflege dieser Dinge werden die religiösen Äußerungen des Volkslebens im Vordergrund stehen müssen. Aus zwei Gründen. Zunächst weil eben für alle, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, das klar steht, daß die religiösen Fragen und Kämpfe und Probleme es sind, die immer der Angelpunkt des geistigen Lebens der Menschheit gewesen sind, und daß dieses Problem gerade in der letzten Zeit, gerade in Reaktion gegenüber der einseitigen Pflege sozialer und wirtschaftlicher Fragen — oder vielleicht vielmehr als deren letzte versöhnende Lösungsmöglichkeit — wieder besonders heischend bei uns anzuklopfen beginnen.

Vor allem aber darum, weil für den Menschen primitiver Denkweise alles Empfinden und alles Vorstellen und damit auch fast alles nicht rein vitale Handeln zunächst religiösen Charakter hat. Was er an Vorgängen in der Außen-

welt wahrnimmt, das Quellen und Fließen des Wassers, das Rauschen des Windes und Waldes, das Fallen des Steines, das Niederbrechen des Menschen im Tod, ist Wirkung außermenschlicher, göttlicher Macht, eines göttlichen Wesens. Und auch was er in seinem Innern erlebt: Der Sänger, der Dichter, der Prophet ist im Zustand des Enthusiasmus, des „Gottdrin“feins, der Beseffenheit, gerade so wie der Kranke von einem Dämon, einem göttlichen Wesen „beseffen“ ist, das ausgetrieben werden muß. Erst wenn mit der Wiederholung der Ereignisse ihr Eindruck auf das Gemüt stumpfer wird, bemächtigt sich das Erkennen ihrer, werden sie aus Objekten des empfindenden Gemütes zu solchen des erkennenden Verstandes. Mit der fortschreitenden Entwicklung des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes treten immer mehr Vorgänge aus dem Zustande des gefühlsmäßig Aufgenommenwerdens in den des verstandesmäßig Erkenntwerdens¹⁾. — Diese Scheidung der verschiedenen Auffassungsweisen geht nicht ruckweise vor sich, die Grenzlinie verschiebt sich ganz leise zugunsten der Reflexion und zieht in jedem Alter, Geschlecht und Individuum, bei jedem Volk, jeder Klasse, auf jeder Kulturstufe und in jedem Jahrhundert verschieden: Kinder, Frauen, die mit der Natur Zusammenlebenden, also namentlich die bäuerliche Schicht des Volkes, primitive Völker gewähren diesem empfindungsgemäßen, religiös-mythischen (Usener), assoziativen (Mogk), mehr passiven Erfassen daher am ehesten Raum neben und oft vor dem erkennenden, logischen, kategorisierenden Betrachten; sie sind daher in erster Linie geeignet als Quellen volkstundlicher Forschung.

Diesen grundlegenden und ungeheuer tief greifenden Unterschied der Denkweise des „primitiven“ und des „gebildeten“ Menschen soll sich jeder vergegenwärtigen, der sich mit der Erforschung der Produkte dieser Auffassungsweise, eben mit „Volkstunde“ beschäftigt; und sollten sich auch alle die vor Augen halten, die sich in aufklärender Arbeit an ihre einfacheren Volksgenossen wenden. Sie ahnen oft nicht, wieviel sie niederreißen, ohne die Möglichkeit zu haben, beim Neuaufrichten zu helfen. Wer in der Volkstunde mitarbeiten will, für den ist es erste Pflicht, sich in diese Denkweise hineinzuleben, und ihre Produkte als etwas ihm gegenüber unabänderlich Feststehendes, als etwas Sakrosanktes zu betrachten, an dem zu bessern, zu feilen, zu retuschieren, verständlicher zu machen, zu kombinieren mit andern Produkten eine Fälschung und zugleich eine Verschlechterung ist. Denn die meisten dieser Schöpfungen sind von typischer Gestalt und von einer derartigen Geschlossenheit, daß sie als in ihrer Art vollkommen bezeichnet werden müssen, und daß nur die wahren Dichter es wagen können, sie zu bearbeiten.

So liegt der praktische Wert volkstundlicher Forschung in der Mehrung historischer Erkenntnis, in der Gewinnung eines gerechten Urteils über Volksschichten, denen der Gebildete vielfach verständnislos, ja ablehnend und spottend

¹⁾ Um nicht falsch verstanden zu werden: Damit ist nicht gesagt, daß mit zunehmender Erkenntnis die Menge des Unerkannten vermindert werde. Jede neue Erkenntnis bringt neue ungeklärte Fragen, die Zahl der Rätsel steigt für den Gebildeten. Aus jedem abgeschlagenen Kopf der Hydra der Daseinsrätsel wachsen zwei neue hervor.

gegenübersteht, und vor allem in der Wiederverankerung weiter entwurzelter Volkschichten in unserem Volkstum und unserer Geschichte. Für den einzelnen Mitforschenden aber gewährt sie die Befriedigung gesteigerter Erkenntnis und geleisteter Arbeit für die Gesamtheit und den stillen Genuß eines Schauens in den meisten fremde stille Schönheiten und in ungeahnte Tiefen einer tiefen Volksseele.

2

Anstatt einer weitschichtigen Erörterung über Wesen und Ziel und Methode der Volkskunde sei versucht, an ein paar praktischen Fällen die Nutzenanwendung dieser Gedankengänge zu ziehen, in der Hoffnung, daß daraus einer oder der andere von den vielen, die „Frankenland“ als Mitarbeiter erbittet und erhofft, eine Anregung zum Mittun erhält.

Gerade eben hat die volkskundliche Forschung im Frankenland einen großen, und um das gleich vorweg zu sagen, einen wertvollen und erfreulichen Zuwachs erhalten in dem zweiten Band der Speffartjagen¹⁾. Die Entstehungsgeschichte dieser Sammlungen möge zeigen, wieviel ungehobene Schätze hier noch auf Schürfer harren: Sie sind ausgegangen von den Sammlungen des hochverdienten Adalbert von Herrlein²⁾; dieser veröffentlichte 1851 die von ihm in treuer und sorgfältiger Arbeit im Speffart gesammelten Sagen; eine zweite Auflage erschien 1885, besorgt von Schober. Dieser hatte weitere 130 Sagen dazu gebracht und konnte seine Sammlung für die jetzige Ausgabe auf 400 vermehren. — Welche Arbeit in solchen Sammlungen und vor allem in deren Sichtung liegt, mag man daraus erkennen, daß der 2. Band 1906 für das „nächste Jahr“ in Aussicht gestellt wurde, aber das Druckjahr 1912 trägt.

Durch einen schönen Akt der Pietät ist der so wichtigen, wenn auch meist vernachlässigten Forderung der geschichtlichen Verfolgung der Sagen wenigstens einigermaßen Möglichkeit geschaffen: die von A. v. Herrlein gesammelten Sagen sind im 1. Band vereinnigt durch seine Entelin, Frä. U. S. Häcker. Da Schober einige dieser Sagen in der von ihm vorgefundenen Form veröffentlicht, so läßt sich mancher interessante Vergleich ziehen, so z. B. in der öfters behandelten Sage vom Schimmel(reiter?) in Kreuzwertheim (I 143₁₁ u. II 243₁₂): wir erkennen dadurch, daß diese Sage zusammengelassen ist aus zwei oder gar drei Bestandteilen: der verbreiteten Vorstellung von einem Riesen auf einem Speffartberg (vielleicht auch der vom wilden Jäger) und der legendarischen Erklärung des Namens „Gaulsgasse“, die nur die ältere Fassung bietet; wichtig ist auch die Differenz, daß einmal der Schimmel selbst, das andere mal das Hufeisen die Heilwirkung vollbringt. Ähnlich zeigt die Sage von dem verwunschenen Schloß

¹⁾ Sagen des Speffart. 2. Band von Johann Schober (dem bekannten Speffartforscher und Speffartförderer. Igl. Oberlehrer am Lehrerinnenseminar Wschaffenburg). Wschaffenburg 1912. Verlag von Dr. Webranz, für den Buchhandel: G. Krebs'sche Buchhandlung, 387 S. 4.80 M.; 1. Band gesammelt von Adalbert von Herrlein, ebd. 1906, 271 S. 4.00 M.

²⁾ 1798–1870, von 1835–1864 Bürgermeister der Stadt Wschaffenburg.

auf dem Bettingberg, der Wettensburg (so die richtige Form, nicht Wetterburg) in ihrer Fassung I, 133 noch das höchstinteressante, weitverbreitete Märchenmotiv des wider Willen zurückgehaltenen Ringes (Polykrates). Die Burg ist in der hierfür fast gesetzmäßigen Frist von 7 Jahren für die Sonntagskinder wieder sichtbar; in der jüngeren Fassung II, 238 fehlt das Ringmotiv und die typische Fristsetzung ist verloren („alljährlich“). — NB. Die genaue Wiedergabe solcher Zahlenangaben ist von großer Bedeutung und kann zu wichtigen stammes- und kulturgeschichtlichen Erkenntnissen führen¹⁾; man hat sie z. B. auch bei Angaben von Zeiten, Wochentagen, Mondphasen usw. zu erstreben, weil daraus wichtige Schlüsse, z. B. für die bis jetzt unbekannt und vernachlässigten Kultuszeiten gewonnen werden können²⁾.

Neben zeitlicher Verfolgung ist auch die Berücksichtigung der räumlichen Verbreitung nötig und damit der Vergleich paralleler Fassungen. Z. B. das bekannte Märchen vom „Gevatter Tod“ („Der Weber und der Tod“) erscheint II 131 in einer Gestalt, die manche Erweiterung und Abweichung zeigt gegenüber der uns geläufigen der Brüder Grimm (drei Krankenbesuche, nicht der Kranke, sondern das Bett wird umgedreht, der Tod zerdrückt das Lebensstümpflein nicht absichtlich, sondern aus Versehen). Schober hätte deshalb dem Beispiel seines Vorgängers folgend etwas freigibiger mit Verweisungen sein sollen. Ganz besonders hätte die Benutzbarkeit des Buches durch ein allerdings nicht leicht herzustellendes, aber für solche Sammlungen eben unumgängliches Register gefördert werden können. Auch eine, wenn auch noch so primitive Karte wäre dringend erwünscht, nicht nur dem wissenschaftlichen Benutzer, sondern auch dem genießend Lesenden.

Sie würde übrigens zeigen, daß die Sammlung geographisch reichlich weit greift: was linksrheinisch ist, gehört doch höchstens bei strafferem, historischem Zusammenhang mitaufgenommen, z. B. die historischen Sagen von Wertheim, nicht die anderen, und keinesfalls Dinge aus Amorbach im Odenwald, auch Hanau dürfte zu Unrecht einbezogen sein. — Ähnlich ist auch der stoffliche Rahmen recht weit gespannt. Wenn auch die Grenzen gegen die Gebiete des Märchens und des Volksbrauches fließend sind und der Herausgeber wohl auch mit Bewußtsein solche Dinge nicht ausschließen wollte, so geraten doch Schilderungen der Reize einer Stadt (II 221₁₁, auch II 214₁₀), ganz allgemein gehaltene Aufsätze über das Wesen der Frau Holle (II 207₁₀) und gar stofflich und ästhetisch zu verwerfende Dichtwerte wie die „Zigeunerromantik“ (II 208₁₀) gar zu sehr in Widerspruch mit dem Titel des Buches.

Nun aber noch ein ganz besonders dringender Wunsch: Quellenangaben. In diesem Punkt bedeutet der 2. Band gegen den ersten, der darin schon sehr spärlich ist, einen unverkennbaren Rückschritt. Namentlich bei Verwendung bereits

¹⁾ Bstes Beispiel: Reichers Untersuchungen zur Erben- und Neuzahl in den Abhandlungen der k. k. Geol. d. Wiss.

²⁾ Ich hoffe darüber demnächst einiges veröffentlichen zu können.

gedruckten Materials¹⁾ ist das eigentlich selbstverständlich; ein paarmal begegnen allerdings die erfreulichen Namen Kaufmann und Fries, im 1. Band auch noch Schöppner und Panzer. Sonst ist leider oft nur schwer zu erkennen, ob eine getreue Wiedergabe des Stoffes oder eine Überarbeitung — und das scheint doch recht häufig der Fall zu sein — vorliegt. Wie erwünscht wären z. B. derartig exakte Angaben in der Geschichte von der Königin der Elfen und des Waldsees (II 1.,²⁾); hier ist der Märchenton in der wundervollsten Weise getroffen, und doch weist sie daneben wieder ganz fremdartig anmutende Elemente auf, die ihren Ursprung aus literarischer Bildung nicht verleugnen können, vor allem in den Namen: Woglinde heißt die Fee, ferner erscheinen Diethelm und Valeria, der Gaugraf Siegfried, Wotan, die Wassermädchen gar als Sirenen: Auch Schilderungen wie II, 17: „das Köpfschen ruhte auf einem weißen Hals, unter welchem der kräftige Busen schön gewölbte Formen zeigte“ sind absolut unvolksgemäß. — Viel wäre schon gewonnen, wenn die Zusätze der Sammler und des Herausgebers, die vielen einleitenden Bemerkungen, namentlich dann auch die Erläuterungen durch unterscheidenden Druck kenntlich gemacht wären; das brächte dann auch den künstlerischen Gewinn, daß die Erzählungen dem Leser viel einheitlicher und geschlossener entgegenträten. Musterhaft sind in dieser Hinsicht die mit Dr. Brenner gezeichneten Beiträge. — Auch das über die Verwendung von Gedichten oben Angedeutete findet seine Bestätigung in der Sammlung. In vielen Fällen, wo die mündliche Tradition und die gebundene Gestaltung verglichen werden können, zeigt sich, daß diese vieles von dem alten Volksgut aufgegeben oder entstellt hat, und ferner, daß das ursprüngliche Gebilde auch künstlerisch weit mehr befriedigt. Wie ist z. B. II, 34,³⁾ indem folgenden Gedicht verwässert (Nationalisierung des Sagenmotives, sentimentale Einleitung, zum Schluß gar die „Moral“!)

Doch all das sind Einzelausstellungen, die als Wünsche des wissenschaftlichen Benützers für künftige Bearbeitungen zu betrachten sind, und die daher den innern Wert und Gehalt des Werkes nicht schmälern können. Zusammenfassend wird man sagen müssen, daß auf die wissenschaftliche Verwendbarkeit des Buches in manchen Punkten zu wenig Rücksicht genommen ist, daß es aber seinen Hauptzweck, ein Buch des Volkes zu sein im besten Sinne des Wortes, äußerst glücklich erfüllt. Und so muß man wünschen und darf man hoffen, daß es in alle Häuser des schönen Waldgebirges Unterhaltung und Frohsinn und die Liebe zur überkommenen Scholle tragen wird.

Was die den Sagen zugrunde liegenden Stoffe anlangt, so sei betont, daß auch im Speßart die Überreste der höher entwickelten Göttergestalten der germa-

¹⁾ Hauptliteratur für die Sagen des Speßarts und der nächsten Umgebung: Schöppners Sagenbuch d. bayr. L. (3 Bde.). Panzer, bayr. Sagen. Fries, Sagen aus Unterfranken in Zeitschr. f. d. Myth. u. Sittenkunde von J. W. Wolf, Bd. I. Fries wiederholt in Sagenkunde, Seiblot des Main- und Tauberboten, Wertheim 1859 ff. Kaufmann, Mainsagen, Wiesbaden. 1853 (Gedichte). E. Hartmann, Aus dem Speßart, Wiesbaden. 2. Aufl. 1911. K. Hofmann, Sagen des bad. Frankenlandes. Programmbeilage des Realgymn. (Humboldtschule), Karlsruhe 1911. 2. Aufl. Buchen 1912.

nischen Religion verhältnismäßig schwach sind. Wotan lebt weiter in der abgeschliffenen Form des wilden Jägers, ein Name scheint nicht mehr bekannt, ein Weiterleben in Michael läßt sich nicht nachweisen; wichtig für die Frage wäre eine genaue Verfolgung der Sage vom Bettingberg (II 239). Dagegen lebt noch der Name der Frau Holle und der Nornen. Letztere als Ninnen, Nünnercher; von ihrer ursprünglichen mythologischen Gestaltung ist noch lebendig die Verbindung mit dem zukunfts kündenden Quellwasser (oft abgeschliffen zu „Brunnen“) und die Verbindung mit dem Spinnen, allerdings nur der Besuch der Spinnstuben, während die Vorstellung der Schicksalsweberinnen wenigstens in den Sagen nicht zu finden ist; es wäre wichtig festzustellen, ob irgendwo das bekannte Motiv von den drei Schloßfrauen sich findet (etwa in einem Volksliede).

Dagegen sind die niederen Geister des altgermanischen Glaubens noch recht wirksam: Die Bergriesen „Heunen“, die Hexen (mehrere Hergentanzplätze), die Elementargeister von Wasser und Wald, Nixen und Elfen (vgl. besonders II 145), dann die Heinzelmännchen und Zwerge (einmal unter dem mir unverständlichen Namen „Ameditchen“ (= Amme-dittchen?) und die gespenstischen Seelengeister (Mar: II 245), namentlich die außerordentlich charakteristischen „Totenweibchen“ (I 65 f.: unzählbare Menge Weiblein, erdfahle kleine Ungeheuer mit unförmlichen Köpfen und Uffengesichtern, kneipen, beißen und zertragen den Angefallenen bis zum Hahnenschrei). Schließlich die primitivsten Gestaltungen dämonengläubiger vorängstlicher Fantasie: schwarze Männer, feurige Männer, nebelhafte Tiere (besonders Hunde, Kalb), auch das mir aus dem alemannischen Gebiet geläufige Dorstier.

Alle diese Dinge sind am zahlreichsten und lebendigsten in den aus dem flachen Land beigebrachten Sagen, während die städtischen Sagen außerordentlich stark durch die geschichtlichen Erinnerungen beeinflusst sind und zudem vielfach deutlich den Stempel literarischer Bildung tragen, auch das eine Bestätigung des oben über die Bedeutung der bauerlichen Schichten für die Volkstunde Erkannten. Es sind namentlich die geschichtlichen Gestalten Karls des Großen (Gegend von Seltsenstadt) und Friederich Barbarossa (bei Gelnhausen; der „Kryffhäuergedanke“ findet sich nicht), ferner die einheimischen Geschlechter der Grafen von Wertheim, der Herren von Kieneck und Echter von Mespelbrunn. Auch in den einfacheren Schichten lebendig ist die Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg, die Schwedenszeit, an die Pest, gelegentlich an Napoleon und merkwürdigerweise öfters auch an die Anwesenheit englischer Truppen im österreichischen Erbfolgekrieg (Der „rote Engländer“).

Einen ganz breiten Raum nehmen christlich-kirchliche Stoffe ein. Jeder der sich mit Religionsgeschichte beschäftigt, namentlich mit antiker, sollte einmal ein paar Duzend solcher Geschichten überlesen, um in sich lebendig werden zu lassen, wie stark das Bedürfnis des Volkes ist, alle sinnfälligen Erzeugnisse religiösen Lebens, Kirchen und Kapellen, Bildstöcke und Kreuze, Reliquien usw. in den Mittelpunkt eines Vorganges, einer Geschichte zu stellen und diese wieder miteinander zu verbinden, und um zu verstehen, mit welcher urwaldmäßigen

Uppigkeit und Raschheit die Legende wuchert und wie sehr sie oft das Produkt freischöpfender Fantasie ist.

Im Gebiet der heiligen, bedeutungsvollen Zeiten überwiegt das Christliche sehr stark das Heidnische: Die Zwölften spielen eine weit geringere Rolle als die Adventszeit, Neujahr verschwindet fast ganz gegenüber Weihnachten, der altheidnische heilige Wochentag, der Donnerstag, ist restlos vom Sonntag verdrängt. Besonders hervorheben möchte ich den Elftanz in der Johannisnacht (II 145) und den Zug des wilden Heeres an Petri Stuhlfeste (I 123), einem religionsgeschichtlich außerordentlich interessanten Tag. — Unter den typischen Zahlen tritt natürlich die Siebenzahl alles überragend hervor (besonders charakteristisch der Zwerg mit sieben Augen, II 238), daneben 3 und — nach meinem Empfinden stärker als gewöhnlich — 100. Wichtig ist, daß die 9 eine ganz ungewohnt geringe Rolle spielt.

3.

Man sieht, eine gewaltige Masse von Aufgaben und Problemen bietet die Volksfrage, und dabei ist sie nur ein kleines Gebiet der Volkskunde, stehen neben ihr noch die ebenso umfassenden Gebiete des Volksaberglaubens, des Volksbrauches, des Volksliedes, des Kinderliedes, des Kinderspiels usw. Über der erdrückenden Fülle dieses Stoffes vernachlässigt man meist die erst zu richtigen Resultaten führenden Kleinarbeiten: vor allem die genaue örtliche und zeitliche Verfolgung eines in sich abgeschlossenen, möglichst kleinen Problems. Welches von solchen Gebieten man herausgreift — namentlich zur Zeit, wo wir noch ganz im Anfang dieser Untersuchungen stehen — ist ganz gleichgültig. Und so möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf Folgendes richten:

Es ist vielfach Sitte, zu bestimmten Zeiten des Jahres Feuer abzubrennen, auch brennende Scheiben zu Tal zu schleudern. Diese Sitte scheint ursprünglich angeknüpft an die vier Wendepunkte des Sonnenjahres, wenigstens ist das für beide Sonnenwenden so gut wie sich er (Sonnenwende, Abend-, Abend-, Einmetts-, Zimmetfeuer), das Feuer der Winter Sonnenwende gewöhnlich begangen an Neujahr, das der Sommerwende an Johannis, 24. Juni, bisweilen auch an St. Veit, 15. Juli (gerade in Franken vermute ich aus bestimmten Gründen gelegentlich auch Veitsfeuer). Daneben begegnen solche Feuer namentlich noch im Frühjahr, meist an Fastnacht oder dem Sonntag nach Fastnacht („Funtenjonntag“), ausnahmsweise auch im Herbst, an Michaelis, 29. September. Auch hier scheinen ursprünglich an die Nachtgleichen angeknüpfte Feiern von den in der Nähe liegenden Kirchenfesten angezogen zu sein.

Zu diesen Feuern sammelt die Jugend vielfach am Tage und mehrere Tage vorher durch den Ort umherziehend alles mögliche Brennmaterial. Dazu singen sie ein Heißeliedchen, das einer näheren Untersuchung wohl wert wäre¹⁾. Die typische Form dieser Liedchen, wenigstens der zum Johannisfeuer, scheint enthalten

¹⁾ Vgl. die Erläuterung der Heißelieder zum „Sommerstag“ von Albrecht Dietrich, zum Martinsstag von Einrek.

zu haben: Ankündigung des Feuers, Nennung von oft sehr verstümmelten Heiligennamen, Bitte um Gaben (von Holz oder Geld, „Steuer“), Segensspruch bezw. Verwünschung. Natürlich ist meist einer oder der andere dieser Teile bereits verwittert, so in dem mir augenblicklich einzigen aus Frankenland zugänglichen Liedlein in Weitschöchheim:

„Kommet herbei, ihr jungen Knaben,
 Helft das Holz zusammentragen
 Zum S'hannsfeuer,
 Der Haber ist teuer;
 Wer kein Holz zum Feuer git (gibt),
 Lebt das heurige Jahr auch nit.“

Die wesentlichste Aufgabe wäre nun die Erlangung von möglichst vielen und möglichst genauen Texten

(genaue dialekttreue Wiedergabe, namentlich auch der unverständlichen Worte, ferner der etwa vorkommenden Varianten, möglichst auch Angabe der musikalischen Form, eventuell mit Noten);

daneben wären erwünscht genaue Angaben über das Sammeln des Brennstoffes (wann, wie oft, nur am Vortag oder längere Zeit vorher, wann zum erstenmal, zu welcher Tageszeit; in welcher Weise, z. B. mit Wagen, nur Knaben oder auch Mädchen, bestimmte Altersgrenze, Bildung mehrerer Parteien für die einzelnen Ortsquartiere, ev. Benennung dieser Parteien, Was wird gesammelt, ev. besondere Bezeichnungen für diese Dinge wie Scheit, Welle, Wiede).

ferner über das Feuer selbst

(ortsübliche Bezeichnung, wie viel Feuer, an welchen Plätzen; Gebräuche dabei, wie Umwandeln oder Sprung durchs Feuer; paarweise; begrenzt auf bestimmte Altersstufen, Sprechen von Gebeten oder Jauberformeln; Schlagen von Scheiten, Kufe dabei usw.).

Besonders wertvoll wäre auch die Mitteilung von früher anders gearteten Begehungen, untergegangenen Textwerten usw. und die Verfolgung durch benachbarte Ortschaften.

Sehr zweckmäßig wäre es, die Mitteilungen über das Johannisfest möglichst jetzt schon zu machen, damit bis zu diesem Tag das Material sich einigermaßen übersehen läßt und dann durch eine erneute Anfrage die noch bestehenden Fragen gelöst und Einzelheiten festgestellt werden können; es wird angezeigt sein, den mitgeteilten Text aufzubewahren, um dann eine genaue Nachkontrolle üben zu können. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß eben in diese Tage die Fastnachtfeuer und das Scheitenschlagen fiel, daß also gerade darüber jetzt Feststellungen noch leicht zu machen sind.

In Franken sind die Johannisfeuer heute noch besonders verbreitet, im Frankenjura und im Hahengebirge¹⁾, ferner in Würzburg und der Nachbarschaft (Margetschöchheim, Weitschöchheim), im Fürstbistum Würzburg z. B. durch Landesverordnung vom 9. Juni 1780 verboten²⁾, in Nürnberg einmal schon 1653. Als Muster der Heischeliedchen sei zum Schluß noch ein bayerisches genannt:

¹⁾ Vgl. Stubenroth, Heidentum im Christentum S. 120.

²⁾ Landmandate III 196.

„St. Florian! zünd den Mädeln den Kocken an!
 Ist ein guter Herr (Frau) im Haus,
 Lang er uns ein Scheitlein raus!
 Heiliger Sanct Sig, gib uns fein a dicks!
 Heiliger Sanct Hans, gib uns fein a langs!
 Heiliger Sanct Thoma, laß a Scheitl komma!“

und ein besonders interessantes aus alemannischem Gebiet, Ettenheim:

[Zuem] Vit, zuem Vit, zuem Häfli, [früher: Häfli Vit]
 zuem Dume, [dumme; auch „sam“ statt „zuem“]
 [s] Schitli wurd bald kumme
 zuem demere, zuem demere [Tremere]
 stell[st] d'r böse Maidle noh
 [auch: W'r stelle die böse Maidle a].
 Glück ins Hus! Unglück rus! [drus!]
 Keie au e grohß Well' obe 'rus!
 D'r Michel und d'r Vit,
 sie bitte um e Schit,
 sie bitte um e Wid',
 daß 's ganz Johr im Hus
 fei Unglück g'schieht.



Wie die Bürger von Amorbach anno 1525 in der Abtei daselbst gehauft haben.

Von

Dr. Franz J. Bendel, Würzburg.

Die Benediktinerabtei Amorbach wurde im Bauernkriege besonders hart mitgenommen. Zwar entging sie der vollständigen Zerstörung, aber das ist weder ein Verdienst des Bauernhaufens, noch der Amorbacher Bürgerschaft. Als der Odenwälder Haufe am zweiten Sonntag nach Ostern, den 30. April 1525, in die Abtei einfiel, hatte er es hauptsächlich auf Geld, Wertgegenstände, Vieh